

Nr. 91. **Bromberg, den 11. Mai** **1927.**

Grit und die Drei.

Roman von Curt Seibert.

(2. Fortsetzung.

Ein seltsames Angebot.

Als Alcolm nach Hause kam, erwartete ihn ein Herr. Er erschrak und dachte an den Diebstahl und seine Folgen. Wie oft war er schon vernommen worden, und immer noch harrte die Sache ihrer Aufklärung, obwohl sich Orion doch ihrer ganz besonders annehmen wollte und sicher auch sein Möglichstes tat. Er wusch sich draußen die Hände und fragte seine Wirtin, wie lange der Herr schon da sei.

Ja, bereits mehrere Stunden, sie habe ihm schon mehrmals gesagt, er möge doch gehen, es sei fraglich, ob Herr Alcolm heute noch nach Hause komme, aber er habe gesagt, er wolle warten. Es sei ein alter Herr und ganz still sitze er drin, ohne sich zu rühren.

Bert trat von der Seite ins Zimmer, so daß er den Besucher zuerst vom Rücken aus beobachten konnte. Langsam erhob sich der, Bert hatte ihn noch nie gesehen.

„Mein Name ist Amberg“, sagte er mit einer tiefen, hohlen Stimme, der man eine leichte Aufgeregtheit anmerkte.

„Bitte, behalten Sie Platz, Alcolm, Berthold Alcolm ist mein Name, Sie wünschen mich zu sprechen.“

„Ja, ich bin gekommen, um Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie sind bestohlen worden, um eine große Summe. Die ganze Stadt spricht davon. Ich weiß, daß auch einige sagen, Sie seien an der Sache beteiligt . . .“

Alcolm sprang auf . . .

„Bleiben Sie sitzen, das sind Lügner, die das sagen, ich weiß es, aber Sie wissen, wie die Menschen sind, sie stoßen andere ins Unglück und weiden sich daran, um hinterher die Mitleidigen spielen zu können. Wenn man den Dieb gefunden hätte, wäre es gut für Sie, aber man wird den Dieb nicht finden.“

„Das können Sie nicht wissen“, rief Bert aus, „die Polizei . . .“

„Ja, die Polizei“, lächelte der Alte müde, „die sucht und sucht und setzt Belohnungen aus, aber sie findet nur die dummen Diebe, die klugen gehen ihr durchs Garn. Und der, durch den Sie bestohlen wurden, war ein kluger Dieb, ein sehr kluger Dieb. Man wird ihn nicht finden, verlassen Sie sich darauf. Ich bin auch nicht deshalb zu Ihnen gekommen, will vielmehr Ihnen nur deshalb einen Vorschlag machen, weil ich Ihre Lage kenne, mich in sie hineinversetze, kurz, weil ich Ihnen helfen will.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, aber ich weiß nicht, wie Sie das meinen. Wollen Sie mir den Dieb nennen oder ihn suchen helfen oder was haben Sie für Absichten?“

Der Alte ging rasch darüber hinweg. Nein, er wisse weder, wie der Dieb heiße, noch wer er sei, sonst habe er natürlich die Pflicht gehabt, der Polizei Meldung zu erstatten und würde auch dieser Pflicht genügt haben.

„Ich kann Ihnen anders helfen“, sagte er. „Sie suchen doch eine Stellung, nachdem Sie die Ihre bei Makkentin aufgegeben haben. Nun also, treten Sie bei mir ein. Ich habe eine Bank, ein Bankgeschäft, nicht groß, nicht klein, und ich brauche tüchtige Leute. Man hört so dies und jenes, und ich habe gehört, daß man bei Makkentin sehr überrascht war über Ihre überstürzte Flucht, und daß man Sie nur ungern gehen ließ. Leute aber, die man bei Makkentin gebrauchen konnte, die suche ich. Ich biete Ihnen ein Gehalt, das Ihnen ermöglicht, anständig zu leben und noch Ersparnisse zu machen. Bedingung wäre nur, daß Sie sofort eintreten.“

Alcolm versprach, sich die Sache bis zum anderen Morgen durch den Kopf gehen zu lassen und dann definitiven Bescheid zu geben. Über das Gehalt werde man sicher schnell einig werden. Als der Alte, der ihm sichtlich erleichtert die Hand drückte, die Wohnung verlassen hatte, dachte Bert darüber nach, und die Geschichte kam ihm etwas eigenartig vor. Der Sicherheit halber wollte er sich am nächsten Morgen, ehe er zusagte, noch über die Firma Amberg erkundigen.

Überraschungen.

Dr. Orion war sehr schlechter Laune. In letzter Zeit schien überhaupt nichts mehr klappen zu wollen, es war, als ob sich die ganze Welt gegen ihn und die gesamte Polizei verschworen habe.

Da war dieser Museumsdiebstahl, der keiner war, bei dem der Dieb die Vitrine umgeworfen und den Inhalt über den ganzen Fußboden verstreut hatte. Nachdem nun die Direktion anfangs der Meinung war, es sei nichts gestohlen worden, kam sie jetzt, nachdem man die Akten schon schließen wollte und nur noch nach dem Gauner suchte, mit der These, es sei eine Münze verschwunden, eine Jubiläumsmünze der englischen Regierung zur Erinnerung an die Schlacht bei Trafalgar mit dem Datum des 21. 5. 1855, also zum 50jährigen Jahrestag. Großen Wert besaß die Münze nicht, da sie ohne Schwierigkeiten und für geringen Preis wieder zu beschaffen war, aber selbstredend mußte die Polizei nun nach diesem Ding suchen, das der Dieb sicher längst als unbrauchbar fortgeworfen hatte oder das am Morgen nach der Tat beim Aufräumen in den Mülleimer geraten war.

Daneben wuchs sich der Fall Alcolm immer mehr zu einer glatten Katastrophe aus. So was war ja noch nicht dagewesen! Erstens, wer wußte, daß Alcolm damals eine so große Summe bei sich trug? Voraussichtlich kein Mensch außer einigen Bankbeamten, die aber nicht in Frage kamen, da sich keiner nach Alcolms Weggang entfernt hatte. Also vielleicht Mitteilung per Telephon? Aber, wer wußte, welche Richtung der Wagen nehmen würde? Der Chauffeur hatte ausgesagt, daß er auf der Hin- und Rückfahrt verschieden gefahren sei, einmal durch die Anlagen, einmal über den Königsplatz. Also! Blieb ein Gelegenheitsdiebstahl. Und wenn der Kerl nur ein wenig klug war und nicht durch übergroße Ausgaben die Aufmerksamkeit seiner Bekannten auf sich zog, fand man ihn nie.

„Ich muß Alcolm noch mal herbitten“, dachte er und griff nach dem Hörer, um sich verbinden zu lassen.

Da klopfte es, und der Gewünschte trat herein.

„Fames“, rief Orion, „gerade wollte ich bei Ihnen anläuten, ich muß Sie allerhand fragen.“

„Immer noch?“ fragte Alcolm, legte den Hut auf einen Stuhl und nahm Platz. „Aber ich bin gekommen, Sie um eine Auskunft zu bitten.“

„Schießen Sie los.“

In kurzen Worten berichtete er von dem Angebot, das ihm Herr Amberg gemacht habe, und daß er die Absicht habe, die Stellung anzunehmen, aber vorher wissen möchte, was mit der Firma los sei.

„Ich bin ja eigentlich kein Auskunftsbureau", sagte Orion, „will Ihnen aber den Gefallen tun und den Kollegen Schlözer fragen, der in Bankkreisen besser Bescheid weiß als ich."

Als er nach einigen Minuten wiederkam, machte er ein Gesicht, aus dem man nicht eben beste Nachricht lesen konnte.

„Mit diesem Amberg ist das so eine Sache. Er soll vor wenigen Wochen vor dem Bankerott gestanden haben und durch ein den Eingeweihten nicht mal bekanntes Privatgeschäft wieder finanziert worden sein. Es muß sich so um 50 Mille gehandelt haben. Als es ihm schlecht ging, war er stets aufgeräumt und guter Dinge, ist überhaupt an der Börse gern gesehen und wegen seiner witzigen Art beliebt. Seitdem er aber wieder etwas fester auf den Beinen steht, verfällt er zusehends, ist mißmutig, kränklich und schlechter Laune. Schlözer hält es übrigens für gänzlich ausgeschlossen, daß er Ihnen das Gehalt, wie versprochen, wird zahlen können."

„Keine besonders günstige Auskunft", lachte Alcolm, dem der Galgenhumor in den Knochen saß, „was soll man machen?"

„Nun, warum sollen Sie die Stellung nicht annehmen? Warten Sie doch einen Monat ab, bekommen Sie nichts, gehen Sie wieder. Jedenfalls würde ich mir einen gehörigen Vorschuß zahlen lassen."

Damit war die Sache erledigt, und die beiden Herren sprachen noch über den Fall Alcolm, der sich nicht lichten wollte. Aber Bert konnte auch nicht mehr viel sagen über die Sache.

„Was macht Ihre Braut?" fragte Dr. Orion zum Abschied.

„Noch immer keine Nachricht. Ich habe ein Bureau damit beauftragt, die Adresse herauszubekommen, aber die Leute arbeiten ja so langsam."

„Sie wird schon wiederkommen", tröstete der andere. „Vielleicht trösten Sie sich inzwischen mit einer anderen?" fügte er lächelnd und lauernd hinzu.

„Aber wo denken Sie hin? Das kommt wirklich nicht in Frage", wehrte Alcolm ganz empört ab.

Dann ging er. Orion dachte ihm nach: Warum stellt er das in Abrede? Und warum zeigt er sich öffentlich mit einer anderen? Und gerade mit dieser Frau? Oder sollte er wirklich nicht wissen, wer sie war?

Da kam Kommissar Schlözer herein und sagte:

„Ist der Herr fort?"

„Jawohl!"

„Wir wollen uns den alten Amberg doch mal näher ansehen, da ist irgend etwas nicht in Ordnung."

*

Bert begab sich in die Mittelstraße, wo das Bankgeschäft von Reinhold Amberg lag, meldete sich unten in den Geschäftsräumen und begehrte Herrn Amberg zu sprechen. Man führte ihn ins Privatkontor, doch schon nach ein paar Minuten wurde gemeldet, der Chef komme heute nicht, Herr Alcolm möge sich in die Privatwohnung bemühen. Also fuhr er hinaus in die Vorstadt, wo Herr Amberg ein kleines Häuschen besaß. Er wurde sofort vorgelassen, die Wohnung machte einen gediegenen Eindruck, nicht überladen und doch vornehm und geschmackvoll eingerichtet. Im Speisezimmer wurde er vom Hausherrn begrüßt, der Frühstückstisch war für drei Personen gedeckt und mit Delikatessen, Früchten und Karaffen dekoriert. Ehe er ein Wort sagen konnte, kam ihm der Alte entgegen.

„Sie haben sich die Sache überlegt?" fragte er, „und hoffentlich zu meinen Gunsten?"

„In der Tat habe ich die Absicht, die Stellung anzunehmen und bin auch bereit, heute einzutreten. Allerdings hätte ich eine Bitte, die Sie mir nicht übelnehmen dürfen."

„Und die wäre?"

„Sie wissen, daß ich längere Zeit ohne Stellung bin, und gute Angebote sind heute selten, so daß man nicht sofort etwas findet, wenn man suchen muß."

„Auf deutsch, Sie möchten Vorschuß haben? Ist im Voraus gewährt. Wir fahren nachher zur Bank, Sie können zwei Drittel eines Gehaltes heute abheben."

Die Tür zum Nebenzimmer hatte sich geöffnet, eine junge Dame kam näher.

„Darf ich Ihnen meine Tochter vorstellen?"

Bert versagte die Stimme, die junge Dame war Rita.

Der Dritte.

Während Bert Alcolm sich den Kopf darüber zerbrach, warum Grit ihn über Nacht so plötzlich verlassen habe, ohne Grund, wie er sagte, war Grit darüber gänzlich anderer Meinung, und wenn man sie gehört hätte, würde man ihr unbedingt beigepflichtet haben, obwohl auch sie Fehler begangen hatte.

An dem fraglichen Tage, als sie Berts Brief erhielt, war sie nicht einen Augenblick der Meinung, es könne eine Ausrede sein, dafür vertraute sie ihm viel zu schrankenlos. Deshalb beschloß sie, ihn auch nicht anzurufen, sondern abends in ein Konzert zu gehen. Aus Konzerten machte er sich nicht viel, und so bot sich gute Gelegenheit, in der Philharmonie erstklassige Musiker und Musik zu hören.

Das Konzert dauerte bis kurz nach halb zwölf, und sie ging zu Fuß nach Hause, die Luft war so schön, und drinnen war es schrecklich heiß gewesen.

Als sie so langsam durch die Straßen schlenderte, um sich einige hellerleuchtete Schaufenster anzusehen, kam sie auch an dem Restaurant von Peltzer vorüber, dem elegantesten Weinlokal der Stadt. Sie blieb stehen und dachte daran, daß sie einmal den Wunsch geäußert hatte, hier zu speisen und daß Bert ihr das abschlug, weil es zu teuer sei. Man überzahle Speisen und Getränke wegen der fabelhaften Aufmachung, anderswo esse man genau so gut. Das wußte sie, aber ihr war es ja gar nicht so um das Essen zu tun gewesen, sondern um das Lokal, gerade um die Aufmachung, und sie hätte keine Frau sein müssen, wenn sie nicht ständig den Wunsch gehegt hätte, doch einmal sich einen Abend bei Peltzer leisten zu können, und sie hätte keine schöne Frau sein müssen, wenn sie nicht darauf gebrannt hätte, gerade in dem elegantesten Lokal der Stadt sich zeigen zu dürfen.

Sie wandte sich ab, da sah sie auf der Straße gegenüber einen Wagen stehen, der ihr bekannt vorkam. Es war Berts Wagen, wie sie feststellte, denn, wenn es diesen Typ auch noch so oft gab, so war der kleine Teddybär mit dem gelben Halsband, den sie ihm mal geschenkt und vorn auf den Kühler gebunden hatte, nicht zu verwechseln.

Wo mochte Bert stecken? Sicher saß er in der Konferenz in einem dieser Häuser, vielleicht kam er sogar bald heraus? Ob er sie dann noch nach Hause brachte? Sie blieb stehen und wartete einige Minuten.

Was weiter geschah, kann man sich denken. Bert Alcolm erschien alsbald an der Seite einer Dame in der Tür von Peltzer und ging mit ihr über den Damm auf seinen Wagen zu, während Grit sich in eine Tornische drückte. Er war sehr liebenswürdig zu dieser Dame, die alles andere als hübsch war, ließ sie neben sich Platz nehmen — auf dem Sitz, der ihr gehörte, von dem er gesagt hatte: Das ist dein Platz, da darf niemand anderes hin. Legte ihr sorgfältig den Mantel um die Schultern und fuhr ab.

Sie stand wie gelähmt auf dem Fleck und konnte sich nicht rühren, so erschüttert war sie. Die Tränen kamen schneller, als man sie zurückhalten konnte.

Das war also der Mann, der ihr hundert Mal geschworen hatte, daß es für ihn keine andere Frau auf der Welt gebe. So sah also die Konferenz aus, die er so schnell angekündigt hatte. Bei Peltzer aß er mit dieser Person, aber für sie war das Lokal zu teuer, natürlich, wenn man so dumm war, den Männern zu glauben, dann fiel man immer herein. Und sie, die nicht froh werden konnte, wenn sie ihn einen Tag lang nicht gesehen, die hier wartete, um nur einen Augenblick noch mit ihm zusammen sein zu können, mußte zusehen, wie er einer anderen in den Wagen half und mit ihr fortfuhr. Und wie die Person aussah!? Häßlich, daß man sie am Tage nicht ausführen konnte, klein und unansehnlich.

Und diese Frau tauschte er für sie ein? Mit der sie einen Vergleich überhaupt abgelehnt hätte? Gut, dann sollte er sie auch behalten, aber sie sah er nicht wieder.

Eine Antwort auf seinen heuchlerschen Brief? War er das wert? Nein, sie würde verschwinden, ohne daß er sie finden würde, schnell, über Nacht . . . Vielleicht war das doch eine Strafe für ihn. Und so hatte sie der Stadt am nächsten Tage den Rücken gekehrt, während er heute noch darüber nachgrübelte, wer ihr wohl verraten haben könnte, daß er an diesem Abend keine Konferenz gehabt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mutter.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Als Regine Ellers achtzehn Jahre alt geworden war, hatte sie den ersten Streit mit ihrer Mutter. Es ging äußerlich um Dinge, die der nachfolgenden Verbitterung kaum wert waren: Ein Fest, an dem Regine teilnehmen wollte, ein Widersprechen, ein heimlicher Brief — kaum wußten sie später selbst noch, womit es begonnen hatte. Was aber aus kleinen Meinungsverschiedenheiten es zu diesem Auftritt kommen ließ, der wieder den Anlaß zu späteren, ärgeren wurde, war der innere Gegensatz der auf der Kunstschule lernenden, mit lustigen Freunden und in freimütigen

Anschauungen groß gewordenen Tochter und der Mutter, deren Leben in einer vergangenen Zeit stehen geblieben war und deren Gedanken nur darauf gingen, aus dem mit Mühe und Entbehrung groß gezogenen Mädchen einen wertvollen Menschen zu machen.

„Du ißt hier und schläfst hier," sagte sie einmal zu Regine, „und du sitzt auch bisweilen im Zimmer hier neben mir, und doch scheint es mir, als wärst du schon ganz fern, weit weg von mir —"

Das Mädchen verstand die Mutter nicht. Es hatte nur weit die Augen geöffnet und sagte: „Ja, manchmal habe ich den Wunsch, durch alle Welt zu reisen . . ."

Weil aber diese Welt für jetzt nur neben dem Atelier das Café, der Tanzsaal, der Sportplatz und die Lust an hübschen Kleidern war, wagte die Mutter den Einwand:

„Kind, du bist noch zu jung."

„Zu jung zum Leben?" fragte Regine zurück und ging hocherhobenen Kopfes hinaus.

Von den Tränen, die darauf über das alte Gesicht rannen, wußte sie nichts.

Und eines Tages stand Frau Ellers vor dem Ungeahnten, Unfaßbaren: Regine hatte das Haus verlassen. Ein paar kühle Zeilen hatte sie geschrieben: Wenn sie in ihrer Kunst etwas erreichen wolle, müsse sie mitten im Leben stehen, frei und auf sich selbst angewiesen. Niemand solle sich um sie sorgen —. Und in all ihrem Schmerz mußte die Mutter über die Unschuld in diesen letzten Worten lächeln, denn was wußte das Mädel von den Sorgen, die es jetzt heftiger als je geweckt hatte. Nun war das Leben der alten Frau nur noch ein Forschen, ein begieriges Umschauen nach jedem Lebenszeichen, das von Regine auftauchte. Mit Angst, oft aber auch mit Stolz, verfolgte sie das Leben, das, ihren Händen entronnen, jetzt selbst in fremdem Boden Wurzel zu fassen suchte. Ja, als einmal irgendwo Bilder der jungen Künstlerin ausgestellt wurden, war die Mutter Tag für Tag in dem Raum, und wenn die Menschen neugierig und bewundernd vor den Bildern stehen blieben, stand sie daneben, als wolle sie sagen: Es ist ja mein Kind! Und sie dachte dann: Ich bin eine alte Frau, ich will verstehen lernen, daß keine neue Generation wie die alte ist, ich will kein Wort mehr sagen, das für mich ein Recht fordert und anderen ein Recht nimmt, — muß es dann nicht möglich sein, daß Regine wieder mein Kind wird?

Aber die Zeit verging und sie hörte nichts, als daß später Regine sich verheiratete und nach geraumer Zeit einen Knaben gebar. Da verschloß sie sich vor der Welt, denn nun wußte sie, daß sie die Tochter ganz verloren hatte.

Regine Ellers gehörte zu den Menschen, die mit der Sicherheit des Unantastbaren durchs Leben gehen und immer ihr Glück finden. Nun hatte sie ein sicheres, sorgenfreies Heim, einen Mann, der ihren Neigungen Nachsicht entgegenbrachte, und ein Kind, das Zeit und Aufmerksamkeit für sich beanspruchte. Aber als verdrieße das Schicksal der sichere Gang dieses Lebens, löschte es nun mit einem Male den Frohsinn in dem Hause aus. Denn das Kind wurde krank. Regine lernte die Welt um sich vergessen; Tage und Nächte saß sie an dem Bett des Kindes, das wie ein Blick in eine neue Welt, wie die Umkehr von der bunten, gewundenen Straße der Jugend auf die ernste Bahn eines Lebenszweckes ihr geschienen hatte. Sie kämpfte unermüdlich um das junge Leben und hatte kaum noch einen Blick für den Mann, kaum noch eine Stunde für das Haus. Als man acht Wochen später den kleinen Körper zu Grabe trug, war die blasse Frau, die dem Sarge folgte, nur noch ein Schatten der Regine Ellers von einst.

Untätig saß sie nun in dem still gewordenen Hause. Wenn sie mit dem Gedanken spielte, welche Freude sie hätte erleben können, weinte sie. Und einmal, wie sie nach einem Bild des Kindes suchte, kam ihr das Bild der Mutter in die Hände. Überrascht, betroffen blickte sie auf das vergilbte Papier. Und der Gedanke, den sie oft gesponnen: Es gibt keinen größeren Schmerz für eine Mutter, als ihr Kind zu verlieren, — brannte jetzt in ihr, weckte sie zu einem neuen Verstehen auf, zu neuen Erinnerungen. Hatte sie nicht einer anderen denselben Schmerz getan, den sie jetzt erfuhr? Und hastig, als wäre jede Minute jetzt zu lang, das Versäumte nachzuholen, schrieb sie der Mutter, daß sie kommen solle; es sei Platz für alle im Hause, die zusammen gehören. —

Und rüstete ein Zimmer zurecht, weiß und duftig, wie für ein junges Mädchen. —

Die Mutter schrieb: „So warst Du immer, mein Kind; was Du wolltest, war gut; was Du tatest, war unbedacht. Ich bin zu müde geworden zum Freuen und zu schwach, noch einmal zu verlieren. Ein Schmerz kann überwunden werden, wie es mir gelang und Dir gelingen wird. Aber hinter jeder Freude, hinter unserem Wiederfinden steht die Möglichkeit und die Angst, wieder zu verlieren. Es gibt nichts auf der Welt, das zweimal erlebt werden kann . . ."

Sie hatte noch hinzusetzen wollen: „Gefreut habe ich mich doch sehr . . .", aber da brannten ihr schon die Augen vor Glückstränen und Müdigkeit.

Abessinische Diebesfänger.

Von Fred Goldinger.

Der Levacha als Detektiv. — Unter Hypnose. — Wie ein Dieb gefunden und gefangen wird. — Erinnerungen an uralte Zivilisationen. — Vor Gericht — und nach der Verhandlung.

Es gibt ungefähr 400 Levachas in Abessinien, kräftige junge Leute, deren Aufgabe es ist, einen Dieb oder Verbrecher zu entdecken, seine Spuren zu finden und ihn der Obrigkeit zuzuführen. Das Wort Levacha kommt von „Leva" der Dieb. Diese Menschen sind die eigenartigsten Detektive der Welt. Nicht jeder ist imstande, diesen Beruf zu wählen, sondern man sucht im ganzen Lande nach geeigneten Persönlichkeiten, die gute hypnotische Eigenschaften besitzen. Jeweils eine Schar der jungen Detektive steht unter der Führung eines älteren erfahren Hypnotiseurs, denn alles, was die jungen Leute tun, geschieht unter der Einwirkung der Hypnose. Von Zeit zu Zeit reisen die „Direktoren" durch das Land und suchen die Leute heraus, die ihnen als besonders geeignet erscheinen.

Um einen Levacha zum erfolgreichen Arbeiten zu bringen, wird ihm eine Dosis irgend eines Saftes eingegeben, dessen Zubereitung strengstes Geheimnis der „Direktoren" ist, wonach seine Augen eine eigenartige schielende Stellung einnehmen und die Arme schlotternd herunterhängen. Der Direktor geht nun überall mit ihm umher, bis der Levacha die Spur des Diebes oder des Verbrechers gefunden hat. Sobald er die Spur hat, richtet er sich auf und folgt ihr, indem er genau die gleichen Bewegungen macht, wie der Dieb oder der Verbrecher vor ihm.

Gewöhnlich wohnen alle Einwohner einer Ortschaft der Prozedur bei. Sie kauern sich im Kreise um den Levacha herum, der vom „Direktor" in den Trancezustand versetzt wird. Keiner darf sich erheben, da der Hypnotisierte jedem, selbst seinem Direktor mit der Faust ins Gesicht fährt, sobald sich jemand ihm aufrecht gegenüberstellt. Der Direktor, der bis zum Auffinden der Spur hinter ihm geht, muß sich jedesmal ducken, wenn der Levacha sich umwendet und ihn erblickt.

Es ist etwas Unwirkliches in seinen Bewegungen, etwas Automatisches, selbst dann, wenn er die Spur gefunden hat und sich anschickt, ihr zu folgen. Es ist, als verkörpere er einen anderen Menschen. Eigentümlich ist es auch, daß der Levacha trotz aller Kunst der Spur nicht mehr folgen kann, sobald sich der Dieb in fließendem Wasser gewaschen hat, oder Zitronen verzehrte. Sobald die Spur bis zu dem Punkte aufgedeckt worden ist, an welchem der Verfolgte sich durch Wasser oder Zitronen hinlänglich geschützt hat, muß ein neuer Levacha bestellt werden, der die neue Spur finden und ihr folgen kann. Hinter dem die Spur verfolgenden Levacha drängt sich die neugierige Menge. Hat man ein Dorf erreicht, in welchem sich der Dieb wahrscheinlich befindet, so begibt sich der „Direktor" zunächst zum Dorfältesten, der anordnet, daß keiner das Dorf verlassen darf und sich alle in ihren Hütten aufzuhalten haben. Der Levacha geht genau auf den gleichen Wegen, die der Dieb gegangen ist, durch Gärten und Häuser und Hütten. Alle Neugierigen, die ihm zu nahe kommen, und selbst der „Direktor" erhalten von seiner nervösen Hand kräftige Schläge. Vielleicht kriecht er plötzlich in eine Hütte und legt sich auf das Stroh, auf dem der Dieb gelegen hat. Nach einigem Umherwandern findet er gewöhnlich den Dieb oder die Diebin in einem Versteck und zerrt sie hervor. Dann nimmt ihn der „Direktor" wieder in Behandlung, streckt seine konvulsiv verzerrten Arme, trägt ihn in den Schatten eines Baumes und löst den hypnotischen Bann, der auf dem Jungen ruht, mit einem brennenden Blick in die dunklen Augen.

In 3000 oder noch mehr Jahren ist es diesem sonderbaren Volk nicht gelungen, sich zu höherer Kultur und Zivilisation aufzuraffen, aber die Einrichtung der Levacha ist ein Beweis, daß einst doch eine gewisse Geisteskultur und Disziplin geherrscht hat. Der Levacha ist eine Erinnerung an eine uralte Zivilisation. Wer lehrt den „Direktor" seine Weisheit, seine Kunst? — Eine alte Tradition ist es, vererbt von Vater auf Sohn, und nur selten wird ein Fremder für würdig erachtet, in die Geheimnisse der abessinischen Hypnose eingeweiht zu werden.

Unter Heulen und Wimmern gesteht der Dieb seine schwarze Tat ein und wird zur Verhandlung gebracht. Es ist ein recht abgekürztes Verfahren, das man in Abessinien anwendet. Der Richter wird von beiden Seiten anerkannt

... ebenso erkennt man schon im voraus seine zu fällende Entscheidung, wie sie auch ausfallen möge, an. Eine Appellation an ein höheres Gericht gibt es nicht. Es gibt aber Verteidiger und Ankläger, die mit rasenden Gebärden die Rechte ihrer Mandanten verteidigen, mit sämtlichen Körperteilen gleichzeitig arbeiten, um den Richter zu überzeugen. Sie überbieten sich an Stimmenaufwand. Der inzwischen wieder hergestellte Levacha nimmt an der Verhandlung teil und erhält seine fünf Talaris für seine Arbeit.

Der „Direktor" selbst erhält nichts, da er ein Regierungsbeamter ist. Wenigstens hat er offiziell keine Geschenke und keine Bezahlung zu beanspruchen. Nach der Verhandlung aber, nachdem der Dieb seine Strafe bezahlt hat und die gestohlene Ware zurückgegeben worden ist, treffen sich, falls er wirklich so leichten Kaufs davonkommt, Freund und Feind, Ankläger und Verteidiger und besprechen den Fall mit vielem Gelächter und großer Redegewandtheit.

Besinnliches.

Von Ilse Franke.

Mehr Freude! Mehr Liebe! Mehr tapferes, gesundes Menschentum im feinsten und edelsten Sinne, und viele Leiden und Krankheiten würden fliehen wie Schatten der Nacht vor dem Lichte des Morgens, und die Erde würde aus einem Jammertal in einen Paradiesgarten verwandelt werden.

*

Es gibt einen gutherzigen Leichtsinn, der, weil er alles auf die leichte Achsel nimmt, auch schnell vergibt und vergißt. Aber wirklich von Herzen verzeihen können, das ist das höchste Meisterwerk der Selbstüberwindung, dessen nur große und starke Seelen fähig sind.

*

Die härteste Grausamkeit, die Gedankenlosigkeit sich zu Schulden kommen lassen kann, ist es, wenn man einen kranken oder alten Menschen fühlen läßt, daß er eine Last ist, und daß man in selbstsüchtiger Geschäftigkeit keine Zeit für ihn hat.

Durch Revolverschüsse die Braut erworben.

Ein Liebesroman, der an wilder Romantik und Abenteuerlichkeit wirklich nichts zu wünschen übrig ließ und darin viel mehr an die Zeiten der mittelalterlichen Ritterabenteuer denn an das „rationalistische" 20. Jahrhundert erinnerte, bildete in diesen Tagen den Verhandlungsgegenstand in einem Pariser Gericht. Es standen sich dort gegenüber ein gewisser Charles Delville als Angeklagter und eine Melle Kerschmeier als Hauptzeugin, auf die der Angeklagte einen Mordversuch unternommen und sie so schwer durch Revolverschüsse verletzt hatte, daß sie für einige Wochen in das Krankenhaus gebracht werden mußte.

Und der Grund zu dieser Tat? Leidenschaftliche Liebe war es zu der lange aber vergeblich Angebeteten. Eines Abends nämlich drang Delville in das Zimmer der Mademoiselle Kerschmeier ein, erklärte ihr kurzerhand, daß er ihrer Sprödigkeit und der fortgesetzten kühlen Abweisung müde sei, er sei aber wahnsinnig verliebt in sie und könne nicht ohne sie leben. So stellte er sie denn vor die Alternative, ob sie sterben oder ihm vor den Traualtar folgen wolle. Und bei diesen Worten hielt er dem erschreckten Mädchen einen Revolver vor die Brust. Doch diese erholte sich bald von dem ersten Schreck, und in der Meinung, ihren Anbeter wohl zu kennen, entgegnete sie nur kühl und spöttisch, daß er doch niemals zu einer solchen Tat den Mut finden würde. Doch gerade diese spöttische Aufnahme seines Leidenschaftsausbruchs reizte den Mann bis zum Äußersten und er gab wirklich einen Schuß ab, zunächst noch einen Warnungsschuß nach der Decke, als aber auch auf diesen nur höhnisches Lachen sich hören ließ, folgten zwei weitere Schüsse, die das Mädchen am Arm und an der Brust verwundeten. Sie mußte ins Krankenhaus gebracht werden und es vergingen mehrere Wochen, ehe sie die Folgen der Verletzungen überwand. Der Mann versuchte auch gar nicht zu fliehen oder seine Tat zu leugnen und so standen sich denn, als das Mädchen wieder genas, sie und ihr etwas allzu stürmischer Freier vor den Schranken des Gerichts gegenüber. Er als Angeklagter, das Mädchen aber — als Verteidigerin; denn ob man es nun glaubt oder nicht, durch die Revolverschüsse hatte der Mann endlich den Widerstand der Spröden besiegt und sie bat das Gericht, recht milde mit ihm zu verfahren, der durchaus kein schlechter Mensch sei, und sie wäre nun bereit, seine Gattin zu werden! Und diese romantische Liebesgeschichte wird denn auch nächstens ihren Abschluß vor dem Traualtar finden, denn in Anbetracht des bis dahin makellosen Lebenswandels Delvilles haben ihm die Richter Bewährungsfrist zugebilligt und von der Durchführung der verhängten Gefängnisstrafe vorläufig Abstand genommen.

Die zwei Brillen.

Es gibt für alles im Leben zweierlei Standpunkte, wir können alles, was sich uns zeigt, in zweierlei Beleuchtung sehen. Es kommt nur auf die Brille an, die wir vor den Augen tragen. Die eine dieser Brillen ist rosig, die andere ist grau. Und je nachdem, durch welche wir schauen, zeigt sich uns die Welt.

Ich habe zwei Freunde, der eine trägt die rosige Brille, der andere die graue.

Kürzlich war ich mit den beiden auf einer Abendgesellschaft zusammen. Unter den Gästen war auch eine Mutter mit ihrer sechzehnjährigen Tochter. Die Tochter war eine Schönheit, frisch und anmutig, in allen Reizen ihrer Jugend und Reinheit blühend.

Die Mutter war eine Fünfzigerin mit leicht angegrauten Haaren. Ihr Gesicht zeigte noch die Ähnlichkeit mit der Tochter, aber die Jahre hatten ihre Spuren darauf hinterlassen.

Mein Freund mit der grauen Brille stand neben mir und blickte nach den beiden hin.

„Es gibt doch nichts Trauriges, als solch ein junges Ding neben seiner Mutter," sagte er düster, „heute ist das Mädchen noch hübsch; aber in wenigen Jahren wird es genau so aussehen, wie jetzt seine Mutter. Es ist ein Bild, über das man weinen könnte."

Wenige Minuten später kam mein Freund mit der rosigen Brille auf mich zu.

„Sieh dort, Mutter und Tochter!" sagte er vergnügt. „Wie hübsch die Kleine ist. Und wie nett, wenn man sich vorstellt, daß die Mutter vor Jahren einmal genau so schön und blühend war, wie jetzt ihre Tochter. Ist das nicht ein reizendes Bild?"

Beide hatten recht. Auf die Brille kommt's eben an.

Max Cervus.



Bunte Chronik

* **Appetit und Temperatur bei Tieren.** Es ist eine allgemein feststehende Tatsache, daß bei den Menschen, wie bei den meisten Lebewesen, Temperatur und Appetit in wechselseitiger Beziehung zueinander stehen und zwar, bei den Menschen wenigstens, so, daß der Appetit dann geringer wird, wenn die Temperatur eine gewisse Höhe überstiegen hat. Das wissen wir ja alle aus eigener Erfahrung, daß im Sommer, wenn es gar zu heiß ist, unsere Freude am Essen nachläßt, wir nur geringe Mengen zu uns nehmen können und vor allem eine Abneigung verspüren gegen schwere und fette Speisen. Ähnliches kann man auch bei verschiedenen Tieren beobachten. Eine Ausnahme aber bilden in der Tierwelt die Fische, die, wie Versuche, die mit ihnen angestellt wurden, bewiesen haben, gerade bei höherer Temperatur einen größeren Appetit entwickeln, als bei niedrigerer. Man hat das Wasser, in dem sich die Fische befanden, nacheinander in verschiedene Temperaturhöhen versetzt und die von ihnen verzehrten Nahrungsmengen gemessen und hat eben die Feststellung gemacht, daß, wenn die Temperatur nachließ, die Tiere weniger aßen, ihr Appetit aber sehr bald wieder stieg, nachdem die Temperatur auf die alte Höhe gebracht wurde. Man hat diese Versuche auch auf Tiere verschiedenen Alters erstreckt und machte die Beobachtung, daß jüngere Tiere im Verhältnis zu ihrer Größe mehr Nahrung brauchten als ältere.

*

* **Das Käse-Denkmal.** Von Madame Marie Harel aus Vimoutiers in Frankreich wird behauptet, sie habe den Camembert erfunden, von dem bekanntlich gesungen wird (Ton auf der zweiten Silbe): „Stell auf den Tisch den duftenden Camembert — —" Und nun, nach hundert Jahren, will die Gemeinde ihr ein Denkmal setzen, ihr oder dem Käse, das steht noch nicht ganz fest. Auf alle Fälle darf man den Leuten in Vimoutiers den Rat geben, das Denkmal zu verankern, denn der Camembert hat die Eigenschaft, zu laufen, und das Käse-Denkmal soll doch in der Ortschaft stehen bleiben.

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.